Libri

Herbert L. Kufner: **Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart.** Geleitwort von *Otto Basler*. R. Oldenbourg Verlag, München 1961. 107 S., Preis DM 22.–.

Dreierlei ist an dem vorliegenden Buch zu loben: es geht unerschrocken neue Wege; es erschließt dadurch der Mundartforschung bislang kaum berührte Gebiete, namentlich in der Syntax; es regt schließlich zur Diskussion an. *Kufners* Arbeit ist einer der ersten Versuche, mit der strukturalistischen Methode eine deutsche Mundart in allen wesentlichen Erscheinungen zu erforschen und das Gefundene in ein System von Regeln zu fassen, mit deren Hilfe alle möglichen mundartlichen Äußerungen hervorgebracht werden können.

Zur Untersuchung der Münchner Mundart wandte der Verfasser einen – wenigstens hierzulande – höchst überraschenden Kunstgriff an: Aus erdachten Alltagsgesprächen, die *Siegfried Sommer* zwischen 1952 und 1959 in der «Süddeutschen Zeitung» veröffentlichte, stellte er sich einen Corpus von 611 Sätzen in direkter Rede zusammen, die von Münchnern einstimmig als «echtes Münchnerisch» bezeichnet wurden; mit Hilfe ausgewählter Sprecher – natürlich geborener Münchner – wurden diese Sätze auf Tonband übertragen. Es ist bewundernswert, welche Fülle grammatischer Erkenntnisse die Untersuchung dieses verhältnismäßig beschränkten Materials zutage gefördert hat.

Die Einleitung bringt interessante Hinweise zur gegenwärtigen Sprachsituation in München. Die *Diglossie* des Münchners, die ihn oft unbewußt zwischen Mundart und Hochsprache wechseln läßt, ist ein Grund für die fortschreitende Auflösung der Mundart; andererseits werden dem Schriftdeutschen oft mundartliche Laute substituiert, so daß es gelegentlich zu «Hyperurbanismen» kommt. Diese Erscheinungen finden sich natürlich auch anderswo, denn die skizzierte Sprachsituation – Nebeneinander von Hochsprache und Mundart sowie Zwischenstufen und funktionsbedingter Wechsel zwischen den verfügbaren Sprachformen – ist im groben fast überall dieselbe; für Vergleiche mit anderen Mundarten sind die vorgelegten Bemerkungen freilich zu allgemein.

Sehr anschaulich werden die *Phoneme* dargestellt; ausführliche Tabellen zeigen die möglichen Oppositionen der einzelnen Phoneme. Störungen im herkömmlichen Phonemsystem ergeben sich zum Beispiel aus dem Eindringen der gerundeten Umlaute bei der jüngeren Generation; auch hierfür gibt es Parallelen, etwa in den Umgangssprachen schwäbischer Städte.

Besondere Beachtung verdient das Kapitel über die *prosodischen* Eigenschaften (Intonation, Druck und Bindung). *Kufner* legt 4 phonemisch relevante *Tonhöhen* fest. Von diesen ist die vierte (höchste) äußerst selten, was als Spezifikum des Münchnerischen (z.B. im Gegensatz zum Wienerischen) gewertet wird. Da sich die Gesamttonlage natürlich individuell unterscheidet, können nur relative Werte gegeben werden. Zu den so notierten Tonhöhen treten die *Endsignale*, die «Möglichkeiten des Aufhörens» am Ende einer Taktgruppe (diese definiert als zusammenhängende Rede zwischen 2 Endsignalen). Endsignale sind die Tonverläufe, die unmittelbar vor dem Verlöschen der Stimme erscheinen, ohne die nächstniedere oder -höhere Tonstufe zu erreichen. Es gibt dreierlei Endsignale: aufwärtige, abwärtige und «neutrale» (d.h.: keine Tonbewegung). – In einer Taktgruppe sind im allgemeinen außer den Endsignalen 2 bis 3 Tonstufen zu notieren: die des «Zentrums» (d.h. der druckstärksten Silbe) und die der letzten Silbe; falls das Zentrum nicht am Anfang steht, ist auch die Tonhöhe des Satzanfangs wichtig. Damit sind in der Regel alle phonemisch relevanten Stellen erfaßt. Die Transskription nach Tonstufen und Endsignalen ergibt eine Reihe von *Intonationstypen;* die häufigsten sind: 1·2·2 neutral (7,5%), 2·3·2 fallend (6%), 2·3·1 fallend (6%), 2·2·2 neutral (5,5%), 1·3·2 neutral (5%), 2·3·2 neutral (5%). Die Ja-nein-Fragen zeigen einheitlich aufsteigendes Endsignal; Fragen mit Fragewort, aber auch disjunktive Fragen zeigen – wie die Aus-

sagesätze – verschiedene Endsignale, offenbar ohne erkennbare Gesetzmäßigkeit. Einige interessante Beobachtungen über eingeschobene Sätze, kleinere Taktgruppen und einzelne Intonationstypen schließen sich an. – Unter den für das Münchnerische charakteristischen intonatorischen Erscheinungen, wie sie *Kufner* darlegt, heben wir die folgenden heraus:

1. Das häufige Auftreten des neutralen Endsignals (fast in der Hälfte aller Fälle).
2. Das häufige Vorkommen des Intonationstyps «1·2·2 neutral», der eine Aussage als nur unterbrochen erscheinen läßt, obwohl sie in Wirklichkeit abgeschlossen ist. Diese Eigenart ist nach *Kufner* der Grund dafür, daß man dem Münchner gerne Unfreundlichkeit nachsagt.
3. Die Seltenheit der vierten Tonstufe, die den Münchner als besonders ruhig erscheinen und seine Mundart eintönig klingen läßt.

Der Abschnitt über den *Druck* (=Akzent) enthält zahlreiche gute Beobachtungen, die sich wiederum teilweise durch Befunde aus anderen Mundarten bestätigen lassen. Der «konstruktive Druck» vermag in gewissen Fällen der Wortabgrenzung zu dienen. So kann man die Phonemfolge /geiwerúam/ «Karotten» von der äußerlich sehr ähnlichen /gêiwe rúam/ «gelbe Rüben» unterscheiden; einzig der Sekundärdruck auf der ersten Silbe des zweiten Beispiels bewirkt, daß zwei Worteinheiten anzunehmen sind, es handelt sich hier also um «gelbe (im Gegensatz zu roten usw.) Rüben». – *Kufner* unterscheidet auf der Wortebene 2, auf der Satzebene 3 Druckqualitäten; hinzu kann – wenngleich selten – der überstarke «konstrastive Druck» kommen. – Über das Verhältnis von Intonation und Druck finden sich leider nur sehr allgemeine Angaben (z. B. S. 36); hier hätte sich möglicherweise Spezifisches ergeben können.

Das Kapitel über die *Formen* behandelt die *Wortarten* und ihre Flexion; gemäß der strukturalistischen Methode sind die Wörter im wesentlichen morphologisch definiert. Neben den wenigen nicht flektierbaren Partikeln besteht die Hauptmasse der Wörter aus Substantiven, Verben und Konjunktionen. Ganz unkonventionell ist die Gruppe der *Substantive* (nach Geschlecht, Zahl und Fall gebeugt) umgrenzt; sie gliedert sich in Hauptwörter, Fürwörter und Adjektive. Die Einteilung der Hauptwörter, erfolgt – streng synchronisch – nach der Pluralbildung; dabei ergeben sich 5 Beugungsklassen und eine Restklasse ohne Plural. Ebenso werden die *Verben* (nach Person, Zahl und Modus gebeugt) nicht, wie herkömmlich, nach dem Stammvokal gegliedert, eine Gesamtgliederung wird offenbar überhaupt nicht angestrebt; doch sind gemäß dem Wechsel der Beugungsmorpheme verschiedene Gruppen festzustellen. Dieses Verfahren hat zweifellos beachtliche Vorteile; so lassen sich die «Präteritopräsentien» auf einfachste Weise als Verben charakterisieren, bei denen in der 3. Person Singular Präs. Ind. der dentale Verschlußlaut fehlt. Freilich mutet die strenge Beschränkung auf das Corpus-Material (die übrigens nicht durchgehend eingehalten wird) bisweilen etwas umständlich an; ausgedehnte Ersatzproben hätten der Gruppe «hauen, bauen» vermutlich noch andere Verben mit vokalischem Stammauslaut zur Seite gestellt, die ebenso verfahren. – Daß die (unterordnenden) *Konjunktionen* zu den flektierenden Wortarten gezählt werden, ist auf die Suffigierung der Personalpronomina der 2. Person zurückzuführen, die damit im Bairischen als Personalendungen erscheinen (damidst = damit du, damids = damit ihr).

Auch das Kapitel über den *Satz* weicht stark von der herkömmlichen Grammatik ab. Hier lassen sich verhältnismäßig einfache Regeln erkennen: *Satzstrukturregeln* legen, vom einfachsten Satzgebilde ausgehend, die Satzelemente und ihr gegenseitiges Verhältnis sowie alle «Erweiterungsmöglichkeiten» fest; *Transformationsregeln* behandeln Reihenfolge und Verschiebbarkeit der Elemente. Wenn nach Satzstrukturregel 2 die Subjekt-Prädikat-Gruppe als syntaktisches Minimum postuliert wird, so sind damit alle Kurzsätze von der Analyse ausgeschlossen, vermutlich, weil sie im Corpus nicht oder nur selten vorkommen. Einige Satzglieddefinitionen sind nicht ganz klar oder unvollständig (so die

des Adverbs), was wohl ebenfalls auf das Konto des begrenzten Belegmaterials zu setzen ist. – In Transformationsregel 2 ist der bemerkenswerte Versuch gemacht, *alle* möglichen Satzelemente in ihrer normalen Reihenfolge aufzuführen. Solche Schemata (die der deutschlernende Ausländer besonders schätzen wird) sind in der Sprachwissenschaft selten, für das Deutsche fehlen sie fast ganz, die bisher vorgelegten sind kaum brauchbar. Die Linguistik wird gut daran tun, sich diesen Dingen mehr als bisher zuzuwenden; *Kufners* Darstellung mag dabei ein wichtiger Wegweiser sein.

Es wäre gewiß nicht im Sinne des Verfassers und würde auch der Sprachwissenschaft nicht zum Nutzen gereichen, würden wir einige Mängel der vorliegenden Arbeit verschweigen. Wir sehen solche zuerst und vor allem im *Belegmaterial*. 600 Sätze sind unseres Erachtens viel zu wenig für die Untersuchung einer deutschen Mundart; und der Umstand, daß die Erkenntnisse zur *Prosodie* des Münchnerischen aus 300 Taktgruppen (also weniger als 300 Sätzen, da manche Sätze mehr als eine Taktgruppe enthalten) genommen werden, stimmt uns noch bedenklicher. Es war mehrfach auf Unstimmigkeiten oder Unvollkommenheiten der Darstellung hinzuweisen, die sich möglicherweise bei größerem Belegmaterial hätten vermeiden lassen. – Sodann ist es nur schwer verständlich, daß man als Corpus die «Sommer-Sätze» genommen hat – eben doch primär literarische Sätze; daß Kenner sie als «echt» bezeichnen, will unserer Erfahrung nach nicht viel besagen, reicht auf jeden Fall zur Legitimation des Verfahrens nicht aus. Die nachträgliche Übertragung aufs Tonband ersetzt nicht die direkten, freien, möglichst spontanen Tonbandaufnahmen, die sich heute ohne allzu große Mühe herstellen lassen. Überdies geht bei der Art der Auswahl (600 Sätze, ausgelesen aus Aufsätzen, deren Entstehungszeit sich über 7 Jahre erstreckt!) der Zusammenhang der lebendigen Rede weitgehend verloren; manche Erscheinungen können erst in zusammenhängender Rede richtig gedeutet werden.

Daß der *Mundartbegriff* nirgends eindeutig definiert ist, erschwert angesichts der terminologischen Verwirrung in der Mundartforschung das Verständnis des Werkes und die Vergleichbarkeit der Angaben.

Im Kapitel über die prosodischen Eigenschaften vermissen wir besonders eine nähere Beschreibung der 4 relevanten *Tonstufen*. Sind auch absolute Tonhöhenangaben sinnlos, so müßten doch die Intervalle möglichst genau angegeben werden. Zwar liebt die Strukturforschung insgesamt die Zurückführung sprachlicher Erscheinungen auf relevante einfache Gestalten, und in der amerikanischen Linguistik (*Gleason, Hockett* u. a.) ist es weithin üblich, mit solch rigorosen Abstraktionen zu arbeiten. Das ist gewiß erlaubt und nützlich; aber da jede Abstraktion willkürlich ist, sollte der Geltungsbereich der einzelnen Stufen möglichst genau beschrieben werden. Wie können wir Münchner und Wiener Mundart vergleichen, wenn wir über das Verhältnis der einzelnen (4 bzw. 5) Tonstufen nichts Genaues wissen? Daß sie sich ähneln, ist unwahrscheinlich, obzwar möglich. Theoretisch kann man in jeder Mundart 4 oder mehr relevante Tonstufen festlegen; wir möchten wenigstens wissen, nach welchen Gesichtspunkten diese Festlegung erfolgte. Es ist eine bewiesene Tatsache, daß man mit den heute zur Verfügung stehenden Mitteln weit genauere Tonunterschiede erfassen kann. Dann sollte man es aber auch tun; die Vereinfachung auf wenige relevante Tonstufen mag am Ende einer ausgedehnten Untersuchung stehen, sie darf aber nicht ohne Begründung und Herleitung antizipiert werden. Übrigens gerät bei solcher Ungenauigkeit auch der Leser, der selbsttätig weitere Texte analysieren will, in Schwierigkeiten: solange der Umfang der einzelnen Intervalle nicht angegeben ist, wird er häufig nicht zwischen normalen Tonbewegungen und Endsignalen unterscheiden können. Im übrigen mag zwar willkürliche Festlegung der Tonstufen der innersprachlichen Analyse in manchem förderlich sein, aber sie bringt kaum Spezifisches. – Auch möchte der Leser gerne erfahren, nach welchem Verfahren die Tonhöhenwerte ermittelt wurden; vermutlich auf auditive Art (weil Messung mit technischen Geräten ohnehin genauere Werte ergeben hätte); nur sollte das auch gesagt werden. – Auch die Einteilung in *Taktgruppen* wird problematisch, solange die Endsignale (s. o.)

nicht eindeutig erkennbar gemacht sind. Wäre es vielleicht zweckmäßiger, von *Kufners* «Zentrum», also der stärkstbetonten Silbe im Satz, auszugehen und alles Folgende als Endsignal zu bezeichnen? Die Tonhöhenunterschiede zwischen «Zentrum» und «Ende» scheinen uns jedenfalls viel weniger wichtig zu sein als die Endsignale; *Kufners* Corpus enthält manche Sätze, bei denen dieser Unterschied überhaupt fehlt (z.B. S.36). Nach unserer Erfahrung bekommt man mit der Beschränkung auf Zentrum und Endsignal durchaus die wesentlichen relevanten Intonationsmerkmale in den Griff. – *Kufners* Bemerkung, «daß sich Fragesätze ihrer Intonation nach nicht von Aussagesätzen unterscheiden» (S.37), stimmt nicht mit unserer Erfahrung überein, die auf der Auswertung mehrerer tausend Sätze beruht. Gewiß können die verschiedenen Intonationstypen in jeder (grammatischen) Satzart auftreten; die prozentuale Verteilung ist aber nicht ohne Bedeutung. – Daß der Verfasser «*Druck*» (offensichtlich = Akzent) mit *Lautstärke* gleichsetzt, scheint bedenklich; im Deutschen wird keineswegs nur mit dem Mittel der Lautstärke akzentuiert.

Zu dem erfrischend unbefangenen Wortart-Kapitel ist in erster Linie ein Bedenken anzumelden: Darf man unseren traditionsbelasteten grammatischen Termini so großzügig neue Inhalte zuordnen? Besteht irgendwelche Aussicht, daß sich der Name «Substantiv» als Oberbegriff für «Hauptwort, Fürwort, Adjektiv» durchsetzen wird? Und wenn das der Fall wäre: könnte man es wirklich wünschen? Wäre das die angerichtete Verwirrung wert?

Im Satz-Kapitel erregt die Transformationsregel 2 Bedenken. Was hier – vermutlich ohne feste Absicht – als unabdingbare Wortstellungs-Regel erscheint, gibt ja bestenfalls die «normale» Abfolge der Glieder wieder; ein Hinweis auf fakultative Umstellungen wäre hier am Platze gewesen. Auch sonst stimmt nicht alles: manche möglichen Satzglieder sind überhaupt nicht erfaßt (gewisse Adverbarten), andere erscheinen an den falschen Stellen (gewisse Lokalergänzungen, gewisse Arten von Akkusativobjekten). Wir führen diese Unzulänglichkeit in der Hauptsache auf das beschränkte Material zurück. Immerhin finden sich sogar in manchen zitierten Corpus-Sätzen Abweichungen von der Transformationsregel 2.

Am Ende des Buches vermißt der interessierte Leser mit großem Bedauern ein *Literaturverzeichnis*.

Man wird die umfangreich gewordene Kritik nicht zu hoch anschlagen. *Kufners* Werk – das sei mit besonderer Betonung gesagt – verdient es, Schule zu machen; eben darum mußte deutlich auf einige Dinge hingewiesen werden, die sich nicht wiederholen sollten.

U. Engel, Freiburg i. Br.